

PARTIZIPATION ALS KORREKTIV DER SOZIALEN ARBEIT

Judith Rieger

Zusammenfassung | Der Artikel behandelt die Frage, worin die Leistung von Fachkräften der Sozialen Arbeit besteht, wenn der Anspruch einer partizipativen Praxis mit der Haltung einhergeht, dass die Adressatinnen und Adressaten selbst die Expertinnen und Experten für ihr Leben und die Lösung ihrer Probleme sind. Anhand zentraler Impulse aus der Sozialarbeitsforschung wird auf der Basis einer gesellschaftstheoretischen Auseinandersetzung aus systemischer Perspektive praxisnah beschrieben, wie Fachkompetenz und Lebensweltexpertise sinnvoll miteinander verbunden werden können.

Abstract | This article asks for the core of social workers' performance, under the condition that the demand for client participation is accompanied by the attitude that the clients themselves are experts of their lives, capable of solving their problems on their own. Based on central impulses from social work research and on a discussion of social theory, the author describes from a systemic perspective how professional competence and lifeworld expertise can be combined reasonably in social work practice.

Schlüsselwörter ► Soziale Arbeit ► Methode ► Partizipation ► Praxis ► Jugendhilfe

1 Ist Partizipation fachlicher Standard in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe? | Partizipation ist innerhalb der Sozialen Arbeit ein höchst aktuelles und heikles Thema. Obwohl sie im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe bereits seit Mitte der 1970er-Jahre eingefordert wird und seit dem achten Jugendbericht als konstitutives Moment und professionelle Strukturmaxime gilt (*BMJFFG* 1990, S. 88), zeigen sich bei der Implementierung in Hilfeprozesse in der Praxis bis heute große Schwierigkeiten. Eine explorative Studie, die die Autorin unter der Leitung von Prof. Dr. Gaby Straßburger im Kontext der Berliner Kinder- und Jugendhilfe durchführte, bestätigt, dass längst bekannte Ambivalenzen und damit einhergehende Herausforderungen nicht an Relevanz verloren

Jungblut, Hans-Joachim: Niedrigschwelligkeit. Kontextgebundene Verfahren methodischen Handelns am Beispiel akzeptierender Drogenarbeit. In: Rauschenbach, Thomas; Ortman, Friedrich; Karsten, Maria-E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim und München 1993, S. 93-111

Junge, Matthias (Hrsg.): Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern. Wiesbaden 2011

Kähnert, Heike: Prämissen, Ziele und Maßnahmen einer abstinentenorientierten Drogenarbeit. In: Freitag, Marcus; Hurrelmann, Klaus (Hrsg.): Illegale Alltagsdrogen. Weinheim und München 1999, S. 169-187

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin und New York 2002

Lindner, Ronny: Hauptsache Kopplung. Eine Definition Niederschwelliger Sozialarbeit. In: Neue Praxis 6/2008, S. 578-588

Lutz, Ronald: Perspektiven der Sozialen Arbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 12-13/2008, S. 3-10

Mackenthun, Gesa: Von Hybriden und Geisterschiffen. Metaphern im postkolonialen Wissenschaftsdiskurs. In: Junge, Matthias (Hrsg.): Metaphern in Wissenskulturen. Wiesbaden 2010, S. 123-139

Mayrhofer, Hemma: Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive. Wiesbaden 2012

Obrecht, Werner: Das systemtheoretische Paradigma der Disziplin und der Profession der Sozialen Arbeit. Eine transdisziplinäre Antwort auf das Problem der Fragmentierung des professionellen Wissens und die unvollständige Professionalisierung der Sozialen Arbeit. Zürich 2001

Obrecht, Werner; Zwicky, Heinrich: Theorie als Selbstbestätigung – Zur Kritik der Luhmann'schen Systemtheorie und ihrer Popularität in der Sozialen Arbeit. In: neue Praxis 5/2002, S. 483-498

Stark, Christian: Methodisches Arbeiten in niederschwelligen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Verwahrung von Armut oder professionelle Hilfe zu einem menschenwürdigen Leben? In: Soziales Kapital 8/2012 (<http://sozialeskapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/231/380.pdf>); abgerufen am 12.6.2015)

Staub-Bernasconi, Silvia: Machtblindheit und Machtvollkommenheit Luhmannscher Theorie. In: Merten, Roland (Hrsg.): Systemtheorien Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen 2000, S. 225-242

Staub-Bernasconi, Silvia: Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Bern 2007

Steckelberg, Claudia: Niedrigschwellige Konzepte weiter denken – Klinische Sozialarbeit mit Jugendlichen in besonderen Lebenslagen. In: Gahlleitner, Silke; Hahn, Gernot (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit, Gefährdete Kindheit – Risiko, Resilienz und Hilfen. Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung 3. Bonn 2010, S. 250-259

haben (Rieger 2010). Die Ergebnisse der Exploration deuten darauf hin, dass Partizipation als Struktur- und Handlungsmaxime der Sozialen Arbeit von der großen Mehrheit der Fachkräfte bejaht wird, die konkrete Umsetzung aber oft nicht über Vorstufen von Partizipation hinausreicht. Häufig scheint eine partizipativ ausgerichtete Praxis durch den institutionellen Rahmen der Fachkräfte blockiert zu werden. Im Folgenden werden drei Ambivalenzen aus der genannten explorativen Studie dargestellt und anhand von Zitaten aus Gedächtnisprotokollen verdeutlicht.

1-1 Ambivalenz 1: Kinderschutzaspekte versus Lebensweltpertise der Eltern | In Kinderschutzfällen ist es für Fachkräfte besonders anspruchsvoll, partizipativ vorzugehen und die Perspektive der Adressatinnen und Adressaten zum Ausgangspunkt der Hilfe zu nehmen. Angesichts der hohen Arbeitsbelastung, die beispielsweise durch den signifikanten Anstieg an Inobhutnahmen verursacht wurde, sei man im Regionalen Sozialpädagogischen Dienst (RSD) mehr denn je mit der bürokratischen Verwaltung und Koordination der Einzelfälle beschäftigt. Die befragten Fachkräfte führten insbesondere Zeitmangel als Grund dafür an, dass es oft unmöglich sei, individuell maßgeschneiderte Unterstützungsleistungen zu entwickeln. Hierzu eine Sozialarbeiterin aus Neukölln: „Ich muss so viele Fälle in so kurzer Zeit bearbeiten, dass ich schon froh bin, wenn ich die Gefahren für das Kindeswohl rechtzeitig erkenne und fachgerecht intervenieren kann. Zu Beginn die Perspektiven aller Familienmitglieder zu erfassen, benötigt viel Zeit und eine vertrauensvolle Atmosphäre. Beides liegt selten vor, wenn ich einer Fremdmeldung nachgehen muss.“

Partizipation gerät den Fachkräften im Kinderschutz aus dem Blick: Die Vorstellungen der Familienmitglieder zur Lösung ihrer Probleme werden zu selten gewissenhaft herausgearbeitet. Teilweise mangelt es auch an Vertrauen in die Tragfähigkeit von Situations-einschätzungen und Lösungsvorschlägen, die von den Betroffenen kommen. Durch die Dokumentationsvorgaben, die im Zuge der Sozialraumorientierung eingeführt wurden, hat das Prinzip der Ressourcenorientierung zwar formal auch im RSD größere Aufmerksamkeit erlangt, doch in der Hilfeplanung werden die Lösungen für erkannte Problemstellungen dennoch nur selten aus den lebensweltlichen Stärken und Netzwerken der Familien heraus entwickelt.

1-2 Ambivalenz 2: Die Hilfsangebote sind themenspezifisch ausgerichtet, der Bedarf der Familien dagegen ganzheitlich

| Die Organisation der Hilfsangebote zielt auf die Behebung erzieherischer Probleme. Fachkräfte konzentrieren sich in der Beratung thematisch auf Versorgungsmängel und Entwicklungsdefizite der Kinder. Die strenge Einhaltung der örtlichen und inhaltlichen Zuständigkeit verhindert den Anschluss an zentrale Themen, die aus Sicht der Familie wichtig für eine gelingende Alltagsbewältigung wären. Dieses Vorgehen läuft der Problembewältigungslogik vieler Menschen zuwider. Die Fachkräfte des RSD werden hierdurch in ein Dilemma verstrickt. Eine interviewte Mutter beschrieb ihre Perspektive so: „Die Familienhelferin stärkt mich als Mutter. Ich fühle mich jetzt viel sicherer im Umgang mit meinen Kindern. Ich vertraue ihr eigentlich, aber ich spreche meine Sorgen oft nicht an. Es belastet mich vieles, was nicht direkt etwas mit den Kindern zu tun hat. Damit fühle ich mich alleine gelassen. Ich bin nicht nur die Mutter meiner Kinder, ich bin auch eine Frau mit eigenen Bedürfnissen.“

Der partizipative Arbeitsansatz (Straßburger; Rieger 2014a) zielt dagegen darauf ab, innerhalb von sozialen Netzwerken soziale Missstände im Einzelfall und innerhalb der kommunalen Infrastruktur aufzudecken und gemeinsam an alltagsnahen Lösungen zu arbeiten. Die Themen und Ziele der Arbeit werden dabei von den Betroffenen bestimmt.

1-3 Ambivalenz 3: Bewältigung der Arbeitsanforderungen versus Stärkung der Mitgestaltungsmacht der Betroffenen

| In Hilfeplangesprächen wurde beobachtet, dass die Mitgestaltungsmacht der anspruchsberechtigten Adressatinnen und Adressaten von den Fachkräften häufig auf ein Mindestmaß reduziert wurde. Ein Vater schilderte seine Erfahrung so: „Ich konnte zum Hilfeplan nicht kommen, da auf meine Arbeitszeiten keine Rücksicht genommen werden konnte. Meine Frau war zwar da, aber sie hat kaum was gesagt, weil sie Angst davor hatte, etwas falsch zu machen. Deshalb haben die anderen entschieden. Mir ist schon klar, dass das eine wichtige Besprechung war, aber was sollte ich machen?“

Der Vater beschrieb, wie wenig Selbstwirksamkeit in diesem Hilfeplangespräch entstanden ist. Die Gefahr, dass hierdurch das Abhängigkeitsverhältnis vom Hilfesystem erhöht wird, ist groß. Dass sich

Eltern teilweise bevormundet und unverstanden fühlen und oftmals im Hilfeverlauf keine grundlegende Kraft zur Verstetigung von Veränderung im Familiensystem freigesetzt wird, wurde jedoch in den Interviews von den Fachkräften kaum thematisiert.

1-4 Zu wenig Partizipation | Das Fazit der explorativen Studie: Den Fachkräften fehlen oft die strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen für eine partizipative Ausrichtung der Praxis. Dies hat direkte Konsequenzen für die Arbeit mit den Familien. Deren Einbindung erfolgt zu selten partizipativ. Bereits der Aufbau einer tragfähigen Arbeitsbeziehung kommt zu kurz. Eltern behalten oft ihre Ängste und Vorbehalte gegenüber dem Jugendamt und es bleibt ihnen unklar, wie sie wichtige Entscheidungen im Hilfeprozess beeinflussen können.

Die beschriebenen Ambivalenzen sind typische Beispiele dafür, wie vielschichtig und anspruchsvoll die Anforderungen an Soziale Arbeit sind, gleichzeitig sind sie aber auch ein Hinweis auf ein expertokratisches Professionsverständnis der Fachkräfte. Vermutlich werden meistens die von den Expertinnen und Experten definierten Lösungsvorschläge umgesetzt, da sich viele Fachkräfte nicht vorstellen können, wie tragfähige lebensweltliche Lösungskonzepte aussehen können und welcher fachlichen Begleitung es bedarf, um diese zu verwirklichen.

In diesem Zusammenhang steht auch die Frage nach den Ansprüchen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern an ihre Fachlichkeit. *Ulrike Urban* (2005, S. 176 f.) weist darauf hin, dass Partizipation für viele Fachkräfte in einem Gegensatz zur eigenen Fachlichkeit steht. Häufig generiere sich eine paradoxe Situation, da persönliche Normalitätsvorstellungen und gesellschaftliche Integrationsaufträge nicht mit dem partizipativen Paradigma zu vereinbaren seien. Einerseits solle die Entscheidungsmacht abgegeben werden, andererseits werde eine fachliche und systematische Begründung für Entscheidungen erwartet. Ein stellvertretendes Fürsorgehandeln erleichtert hingegen vermeintlich das Vorgehen. Es erfordert weniger Flexibilität, Offenheit, Geduld und Zeit. „Sozialpädagogische Fachlichkeit muss sich jedoch sowohl auf systematisches Wissen stützen als auch ihr Handeln auf die Beteiligung der Betroffenen ausrichten“ (*ebd.*, S. 176). Dieses Verständnis von Professionalität ist eine große Aufgabe für die Praxis.

2 Wie lässt sich die Notwendigkeit von Partizipation in der Sozialen Arbeit gesellschaftstheoretisch begründen?

| Da die Umsetzung einer partizipativen Ausrichtung so anspruchsvoll ist, ist es nur legitim zu fragen, warum Partizipation überhaupt so wichtig ist und was Partizipation aus gesellschaftstheoretischer Perspektive erforderlich macht. Die hier vorgestellte Erklärung für die Notwendigkeit von Partizipation basiert auf der Gesellschaftstheorie von *Niklas Luhmann*. Hiernach ist die moderne Gesellschaft von einer unkontrollierbaren Eigendynamik in der Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels und einer funktionalen Aufgabenteilung charakterisiert (*Luhmann* 1997). Die Gesellschaft wird von *Luhmann* als autopoietisches, selbstreferenzielles, polykontextuales und soziales Gesamtsystem betrachtet. Sie setzt sich aus vielen sozialen Subsystemen zusammen, verfügt aber nicht über ein Zentralorgan, das die Steuerung aller Subsysteme übernimmt. Jedes dieser Subsysteme besteht aus einem Netzwerk zusammengehöriger Operationen (*Willke* 1991). Es organisiert sich nach seiner eigenen Logik und schließt dabei an interne Zustände und Strukturen an (*Hosemann; Geiling* 2005, S. 70). Systeme sind selbsterzeugend und steuern sich autonom. Sie grenzen sich von ihrer Umwelt trennscharf ab. Gleichzeitig ist für die Aufrechterhaltung eines sozialen Systems ein gewisses Maß an Offenheit unabdingbar erforderlich, da es den Austausch von Ressourcen und Kommunikation benötigt.

Um diese hohe gesellschaftliche Komplexität mit all ihren Subsystemen zu handhaben und ihre kommunikativen Anforderungen zu bewältigen, haben sich unter den Systemen verschiedene Funktionssysteme, wie zum Beispiel das Wirtschafts-, das Rechts- oder das Erziehungssystem herausgebildet. Ein Funktionssystem ist dadurch gekennzeichnet, dass es eine bestimmte Aufgabe für die gesamte Gesellschaft erfüllt und exklusiv ausführt. Zur Realisierung ihrer hoheitlichen Aufgaben bilden Funktionssysteme spezialisierte Organisationen. Diese Organisationen operieren über Entscheidungen. Für das Zustandekommen von Entscheidungen sind Programme, Organisationskulturen, Kommunikationswege und Personen von Bedeutung (*Hosemann; Geiling* 2005, S. 59). Da sich ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft mit seinem Problem nicht unmittelbar an ein Funktionssystem wenden kann, entstehen Zugangshürden und ein Ungleichgewicht in der Machtverteilung.

Die funktional ausdifferenzierte moderne Gesellschaft hält auch ihre Unterstützungsleistungen in einer organisierten Form vor (Luhmann 1973). Die Hilfsangebote werden von sozialen Einrichtungen auf der Basis rechtlicher und sozialpolitischer Bestimmungen konzipiert und ausgeführt. Hierdurch entstehen Barrieren und ein Ungleichgewicht bezüglich der Möglichkeiten, Einfluss auf weitreichende Entscheidungsprozesse zu nehmen: Die Entwicklung, Bewilligung, Planung, Durchführung und Evaluation von sozialer Unterstützung liegen in der Hand der Führungs- und Fachkräfte und entziehen sich der Steuerung durch die Betroffenen.

So werden organisationsinterne Entscheidungen zum willkürlichen Los der Adressatinnen und Adressaten. Die Fragen, ob eine Hilfe von den Betroffenen als hilfreich erlebt wird oder welche Schwerpunkte sie bei der Planung neuer Angebote setzen würden, sind für das Zustandekommen der Entscheidungen nicht zwangsläufig relevant. Bereits innerhalb kleinsten sozialer Interaktionssysteme liegt ein starkes Machtgefälle vor. Daher führt auch aus systemtheoretischer Perspektive kein professioneller Weg an Partizipation vorbei.

Partizipation bietet ein handlungspraktisches Korrektiv, um mit dieser Verantwortung professionell umzugehen zu können. Das Wissen über die Negativeffekte der funktionalen Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft liefert wichtige Anhaltspunkte zur Reflexion institutioneller Macht und von Expertenmacht: Wie kann Soziale Arbeit durch bewusste Reflexion und Planung eine Praxis realisieren, die Betroffene zu Partizipation einlädt? Wer kann an welcher Stelle wie Einfluss auf Entscheidungen nehmen? Wie lässt sich fachlich präzise begründen, wann Selbstbestimmungsrechte der Betroffenen durch konkurrierende Auftragslagen legitimer Weise beschnitten werden dürfen?

3 Was ist unter Partizipation konkret zu verstehen? | In sozialen Einrichtungen, für die Partizipation mehr als eine „dekorative Plakette“ (Urban 2005, S. 175) ist, sind der Stellenwert der Erfahrungen und die Reichweite der Entscheidungsbefugnisse der Betroffenen hoch. Um diese anspruchsvollen Anforderungen praktisch zu gestalten, ist es wichtig, sich innerhalb der eigenen Einrichtung darüber zu verständigen, was mit Partizipation im jeweiligen Setting konkret gemeint ist.

Der Begriff Partizipation wird zurzeit in den Medien häufig verwendet und doch bleibt oft unklar, was sich in der Praxis Sozialer Arbeit genau dahinter verbirgt. Notwendig ist daher eine Konkretisierung bezüglich Inhalt und Reichweite im jeweiligen Handlungskontext (Kriener 2001, S. 129) und „eine erneute Schärfung des Begriffs Partizipation in der Sozialen Arbeit, eine Zuspitzung auf den Aspekt der Teilhabe an Entscheidungsmacht“ (Urban 2005, S. 175).

Partizipation wird also erst dann mehr als eine „dekorative Plakette“ darstellen, wenn Adressatinnen und Adressaten an Entscheidungen im Hilfeprozess mitwirken und damit Einfluss auf den Ausgang der Entscheidungen nehmen können. Laut Straßburger und Rieger bedeutet Partizipation, „an Entscheidungen mitzuwirken und damit Einfluss auf das Ergebnis nehmen zu können“ (Straßburger; Rieger 2014c, S. 230). Hierbei muss für alle Beteiligten klar sein, auf welche Weise eine Entscheidung gefällt wird und wie weit das Recht auf Mitbestimmung reicht (ebd.). Notwendig sind außerdem „symmetrische und ergebnisoffene Aushandlungsprozesse zwischen zwar ungleichen, aber gleichwertigen Partnern“ (Hansen u.a. 2011, S. 22).

3-1 Wie lässt sich Partizipation von Beteiligung unterscheiden? | Straßburger und Rieger beschreiben drei Vorstufen von Partizipation, um damit Partizipation von Formen der Beteiligung abzugrenzen (Straßburger; Rieger 2014b, S. 22):

„Stufe 1 Informieren: Fachkräfte informieren über eine Entscheidung zu einer sozialen Dienstleistung. Indem sie ihre Entscheidung transparent machen, eröffnen sie den Betroffenen die Möglichkeit, sich darauf einzustellen oder darauf zu reagieren und ggf. Widerspruch anzumelden.
Stufe 2 Meinung erfragen: Vor einer anstehenden Entscheidung bringen Fachkräfte in Erfahrung, wie die Betroffenen selbst ihre Ausgangssituation, die Reaktionsmöglichkeiten und die Konsequenzen einschätzen. Ob diese Einschätzung die Entscheidung der Fachkräfte beeinflussen wird, bleibt offen.
Stufe 3 Lebensweltexpertise einholen: Um eine bessere Entscheidung treffen zu können, bitten Fachkräfte Adressatinnen und Adressaten, sie auf der Basis ihrer Lebensweltexpertise zu beraten; allerdings ohne Zusicherung, dass sie ihre Einschätzung bei der Entscheidung berücksichtigen werden“ (ebd., S. 24).

Diese Vorstufen der Partizipation unterschieden sich hinsichtlich ihrer kommunikativen und hierarchischen Struktur. Adressatinnen und Adressaten zu informieren, ist ein einseitiger kommunikativer Akt und erfolgt „von oben“. Deren Meinung zu erfragen ist zwar interaktiv, geschieht aber nicht auf Augenhöhe. Bei der dritten Vorstufe wollen die Fachkräfte von den Betroffenen lernen: Diese werden als Expertinnen und Experten ihrer Lebenswelt geschätzt. Die Fachkräfte glauben, dass sie von den Betroffenen wertvolles Insiderwissen erhalten können, über das sie selbst als Außenstehende nicht verfügen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zur Nichtbeteiligung und bietet entsprechende Vorteile, denn eine auf der Grundlage dieses Wissens getroffene Entscheidung ist in der Regel angemessener als eine, bei der die Betroffenen gar nicht einbezogen wurden. Da aber auf keiner dieser Vorstufen sichergestellt ist, dass die Beteiligung Auswirkungen auf die Entscheidung hat, werden sie entsprechend der hier beschriebenen Definition nicht als Partizipation bezeichnet.

Partizipation beginnt, wenn Fachkräfte und Betroffene die Entscheidungen im Hilfeprozess gemeinsam treffen. „Entscheidungen gemeinsam zu fällen bedeutet, die Entscheidungsmacht zu teilen und in einem gemeinsamen Prozess Lösungen für Probleme zu finden“ (Hansen u.a. 2011, S. 22). Wenn Mitbestimmung zugelassen wird, können Betroffene zumindest darüber mitentscheiden, was geschehen soll. Noch weitreichender wird die Partizipation, wenn Fachkräfte explizit gewisse Entscheidungskompetenzen an die Betroffenen abgeben oder diesen die Entscheidungsmacht vollständig übertragen.

3-2 Woran wird die praktische Umsetzung von Partizipation sichtbar? | Abschließend soll präzisiert werden, an welchen Merkmalen partizipatives Handeln in der Praxis erkennbar ist. Das wichtigste Arbeitsprinzip des partizipativen Vorgehens ist das Ansetzen am Willen und den Interessen der Betroffenen, die grundsätzlich als Expertinnen und Experten ihrer Lebenssituation gesehen werden. Die partizipative Haltung impliziert, dass alle Menschen berechtigt sind, die Unterstützung von professionellen Fachkräften zur Überwindung von Krisen und zur Klärung von Problemen in Anspruch zu nehmen. In diesen Phasen verlieren sie aber nicht ihre Kenntnisse über sich und alle Angelegenheiten, die ihr eigenes Leben betreffen. Die Aufgabe der Fachkräfte besteht

daher in erster Linie in der Förderung der Selbsthilfe der Betroffenen. Eine konsequente Ausrichtung an den Stärken der Adressatinnen und Adressaten und ihres sozialen Umfelds wie beispielsweise mittels der Methode des „Community Mapping“ (Unger 2014, S. 78 ff.) ist dabei handlungsleitend.

Um dem asymmetrischen Beziehungsgeflecht im Hilfefeld entgegenzuwirken, können durch fachliche Intervention Gelegenheiten zur „Teilgabe“ geschaffen werden. „Teilgabe meint die individuellen und einzigartigen Möglichkeiten der Kernakteur_innen zur Mitgestaltung des Hilfeprozesses“ (Rieger 2013, S. 26 f.). Dieser einzigartige Gestaltungsanteil kann sich in Form von „reflektierten Insiderkenntnissen“, „Betroffenenwissen“ und „Netzwerksynergien“ konstruktiv auf den Erfolg der Hilfe auswirken (ebd., S. 27). Die Umsetzung von Teilgabe ermöglicht den Adressatinnen und Adressaten innerhalb des Hilfe-geschehens ein greifbares Erleben von Zugehörigkeit und Subjektorientierung. Dem Bedürfnis der Betroffenen, etwas in die Gemeinschaft und in den Hilfe-prozess einbringen zu wollen, um sich ebenbürtig zu fühlen und nicht als Bittsteller agieren zu müssen, wird dadurch entsprochen.

Im Folgenden werden fünf zentrale Merkmale vorgestellt, die für partizipatives Handeln charakteristisch sind:

▲ *Partizipationsmerkmal 1: Empowermentauftrag verinnerlichen:* Auch wenn die Handlungsfelder innerhalb der Sozialen Arbeit sehr heterogen sind, verbindet sie doch ein übergeordnetes Ziel: Jeder Mensch soll selbstbestimmt leben und an der Gesellschaft teilhaben können. Daraus leitet sich der große Stellenwert des Empowerments ab (Rieger; Straßburger 2014, S. 43 ff.). Jeder Mensch soll sich in seiner individuellen Art in soziale und politische Prozesse einbringen können, die ihn selbst und sein Umfeld betreffen. Die Kooperation im Hilfeprozess lebt von der Offenheit für die Lebenswirklichkeit der Adressatinnen und Adressaten und der Erweiterung ihrer Handlungsmöglichkeiten.

▲ *Partizipationsmerkmal 2: Adressatenperspektive einnehmen:* Bereits ab dem Erstkontakt zeigt sich Fachlichkeit in der Kompetenz, sich auf die Sichtweisen und Interessen der Zielgruppe einlassen zu können (Rieger 2014, S. 71). Bei der Entscheidung über die Ziele der Zusammenarbeit und bei der Auswahl der Bewältigungsstrategien wird der Wille

der Betroffenen zum wichtigsten Ausgangspunkt. Sofern es nicht ausschließlich um die Abwendung von Selbst- oder Fremdgefährdung geht, stellen Fachkräfte ihre fachliche Einschätzung und Beurteilung der Situation der Betroffenen dabei bewusst hinten an. In erster Linie geht es darum, herauszufinden, was ihnen wichtig ist; dafür ist keine inhaltliche Einmischung erforderlich. Dieses Vorgehen erleichtert auch den Zugang zu den Betroffenen. Erst wenn die Fachkraft herausgefunden hat, was ihrem Gegenüber wichtig ist, erfährt sie etwas darüber, was die Betroffenen wirklich beschäftigt und woran sie gemeinsam erkennen werden, ob die Zusammenarbeit erfolgreich war. So wird die Basis für den Dialog geschaffen.

▲ *Partizipationsmerkmal 3: Lebensweltexpertise ernst nehmen:* Wer könnte besser als die Betroffenen selbst sagen, was aus ihrer Sicht richtig und wichtig ist? Wie bewerten Betroffene ihre Lebensumstände? Wenn Professionelle die Betroffenen nach eigenen Einschätzungen fragen und diese ernst nehmen, fällt es den Adressatinnen und Adressaten leichter, Verantwortung zu übernehmen, da sie sich stärker mit den selbstgewählten Inhalten und Bewältigungsstrategien identifizieren können. Im Dialog wird geklärt, welchen Unterstützungsbedarf Menschen haben und welche Lösungsstrategien zu ihrem Leben passen, um schließlich gemeinsam zu entscheiden, wie die Unterstützung aussehen soll (Rieger; Straßburger 2014, S. 46 ff.). Die Fachkompetenz der Professionellen und die Alltagserfahrungen und -deutungen der Betroffenen haben dabei den gleichen Stellenwert. Eine Stärke des partizipativen Ansatzes liegt darin, dass sowohl die Standpunkte der Fachkräfte als auch diejenigen der Adressatinnen und Adressaten Gehör finden. Betroffenenwissen und Fach- und Methodenwissen ergänzen sich. Durch den gegenseitigen Austausch entstehen Synergien und im besten Fall eröffnen sich Wege, die eine Seite allein nie gefunden hätte.

▲ *Partizipationsmerkmal 4: Stärken spiegeln:* Soziale Arbeit interessiert sich für das jeweils Einzigartige an jedem Menschen (Rieger 2014, S. 62) und richtet den eigenen Blick auf das Positive. Die Persönlichkeit und Lebenserfahrung der Betroffenen wird als Schatz betrachtet, aus dem diese selbst dann schöpfen können, wenn bisher vieles schiefgegangen ist. Diese Ausrichtung auf vorhandene Stärken eröffnet den Betroffenen eine zuversichtlichere Wahrnehmung von sich und ihrer Situation. Viele Menschen besitzen zu Beginn der Zusammenarbeit ein sehr geringes Selbstbewusstsein. Soziale Arbeit unterstützt sie

daher gezielt darin, neue Hoffnung zu erlangen und wieder positiver über sich selbst, das soziale Umfeld und die Chance auf Auswege aus der Krise zu denken. Durch eine lösungsfokussierte Gesprächsführung wird die Aufmerksamkeit auf vorhandene Ressourcen und bisherige Erfolge gelenkt und die Betroffenen werden darin unterstützt, sich ihre Handlungsfähigkeit zu vergegenwärtigen und Vertrauen in die eigenen Stärken zu gewinnen (Bestmann; Rieger 2014, S. 153 ff.).

▲ *Partizipationsmerkmal 5: Eigenständigkeit fördern:* Die Förderung der Eigenständigkeit beginnt mit der gemeinsamen Suche nach Gelegenheiten, neues Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten zu sammeln (Rieger 2014, S. 73). Bei jedem Schritt wird geklärt, was die Betroffenen selbst unternehmen können. Dieses Vorgehen reduziert zugleich die Erzeugung neuer Abhängigkeiten von professioneller Hilfe. Dazu gehört professionelle Zurückhaltung, die aber nicht mit Passivität gleichgesetzt werden kann. Im Gegenteil: Einen solchen Prozess zu begleiten, verlangt viel Flexibilität und Souveränität im Umgang mit Unsicherheitsfaktoren. Ständig muss der passende Grad zwischen aktivierender Bedachtsamkeit, etwa durch Zuhören, Anteilnahme, Beobachten oder Abwarten, und Steuerungsgeschick, wie zum Beispiel fachliche Impulse einbringen, motivieren, strukturieren oder Grenzen setzen, neu ausbalanciert werden. Um fachliches Handeln auf die Übernahme der Prozessverantwortung begrenzen zu können, ist eine grundsätzliche Haltung des Vertrauens in das Potenzial der Betroffenen erforderlich.

4 Ausblick | Die fünf Merkmale partizipativen Handelns sind in der heterogenen Praxislandschaft der Sozialen Arbeit ganz unterschiedlich deutlich vertreten und erkennbar. Partizipation ist noch lange keine Selbstverständlichkeit. Sie muss aktiv gewollt, ermöglicht und gestaltet werden. Fachkräfte benötigen neben entsprechenden gesetzlichen Grundlagen auch den Rückhalt innerhalb der eigenen Einrichtung. Führungskräfte, die den Wert partizipativer Praxis erkannt haben, sind gefragt, Rahmenbedingungen zu schaffen, damit Partizipation als handlungspraktisches Korrektiv professioneller Sozialer Arbeit Gestalt annehmen kann.

Judith Rieger, Dipl.-Sozialpädagogin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB). Sie lehrt und forscht mit dem Themenschwerpunkt „Partizipation in der Kinder- und Jugendhilfe“. Internet: www.judith-rieger.de; E-Mail: judith.rieger@khsb-berlin.de

Literatur

- Bestmann**, Stefan; Rieger, Judith: Lösungsfokussierung – Gesprächstechniken für mehr Partizipation. In: Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014, S. 153-166
- BMJFFG** – Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hrsg.): Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe – Achter Jugendbericht – Drucksache 11/6576. Bonn 1990
- Hansen**, Rüdiger; Knauer, Raingard; Sturzenhecker, Benedikt: Partizipation in Kindertageseinrichtungen. So gelingt Demokratiebildung mit Kindern! Weimar 2011
- Hosemann**, Wilfried; Geiling, Wolfgang: Einführung in die systemische Soziale Arbeit. Freiburg im Breisgau 2005
- Kriener**, Martina: Beteiligung als Gestaltungsprinzip. In: Birtsch, Vera; Münstermann, Klaus; Trede, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster 2001, S. 128-148
- Luhmann**, Niklas: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, Hans-Uwe; Scheider, Siegfried: Gesellschaftliche Perspektiven von Sozialarbeit. Band 1. Neuwied und Berlin 1973, S. 21-45
- Luhmann**, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2. Band. Frankfurt am Main 1997
- Rieger**, Judith: Aktuelle Entwicklungen in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Eine Exploration sozialraumorientierter interkultureller Organisationsentwicklung, Handlungsansätze und Qualifizierungsbedarfe. 2010. In: <http://sowiport.gesis.org/search/id/gesis-sofis-00114229> (abgerufen am 30.6.2015)
- Rieger**, Judith: Teilgabe verwirklichen – Betroffenenwissen, lokale Netzwerkarbeit und Insiderkenntnis als Bausteine der Beteiligung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Unsere Jugend 1/2013, S. 24-34
- Rieger**, Judith: Die individuelle Basis für Partizipation: Haltung und Fachkompetenz. In: Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014, S. 56-73
- Rieger**, Judith; Straßburger, Gaby: Warum Partizipation wichtig ist – Selbstverständnis und Auftrag sozialer Berufe. In: Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014, S. 42-49
- Straßburger**, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014

- Straßburger**, Gaby; Rieger, Judith: Bedeutung und Formen der Partizipation – Das Modell der Partizipationspyramide. In: Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014b, S. 12-39
- Straßburger**, Gaby; Rieger, Judith: Partizipation kompakt – Komplexe Zusammenhänge auf den Punkt gebracht. In: Straßburger, Gaby; Rieger, Judith (Hrsg.): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. Weinheim und Basel 2014c, S. 230-240
- Unger**, Hella von: Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden 2014
- Urban**, Ulrike: Partizipation, Fachlichkeit und Entscheidungsmacht in der Sozialen Arbeit. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 2/2005, S. 173-184
- Willke**, Helmut: Systemtheorie. Stuttgart und New York 1991



Alice Salomon Hochschule Berlin
Hochschule Coburg

Master of Arts (M.A.)

Klinische Sozialarbeit

Spezialisierung auf Hochschulniveau
in Beratung und Sozialer Therapie:
Der berufs begleitende Masterstudiengang
Klinische Sozialarbeit startet seinen
15. Durchgang!

**Bewerbungen
bis zum 15. Januar 2016**

Wir beraten Sie gern unter der
Telefonnummer (030) 99 245-332
www.ash-berlin.eu/klinsa
www.hs-coburg.de/klinsa

